

Das neue Buch von Patrick Süskind,
eine Geschichte aus der Kindheit,
aber keine Kindergeschichte; erzählt wird
von einem rätselhaften Spaziergänger,
die Geschichte von Herrn Sommer.

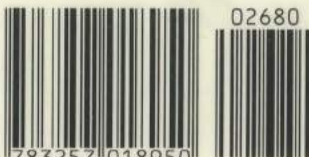
»Zu der Zeit, als ich noch auf Bäume kletterte, lebte in unserem Dorf, keine zwei Kilometer von unserem Haus entfernt, ein Mann mit Namen »Herr Sommer«. Kein Mensch wußte, wie Herr Sommer mit Vornamen hieß, und kein Mensch wußte auch, ob Herr Sommer einem Beruf nachging. Man wußte nur, daß Frau Sommer einen Beruf ausübte, und zwar den Beruf der Puppenmacherin.

Obwohl man über die Sommers und insbesondere über Herrn Sommer so gut wie nichts wußte, kann man doch mit Fug und Recht behaupten, daß es im Umkreis von mindestens sechzig Kilometern um den See herum keinen Menschen gab, Mann, Frau oder Kind – ja nicht einmal einen Hund –, der Herrn Sommer nicht gekannt hätte, denn Herr Sommer war ständig unterwegs. Es mochte schneien oder hageln, es mochte stürmen oder wie aus Kübeln gießen, die Sonne mochte brennen, ein Orkan im Anzug sein, Herr Sommer war auf Wanderschaft.«

Herr Sommer läuft stumm, im Tempo eines Gehetzten, mit seinem leeren Rucksack und dem langen, merkwürdigen Spazierstock von Dorf zu Dorf, geistert durch die Landschaft und durch die Tag- und Alpträume eines kleinen Jungen...

Erst als der kleine Junge schon nicht mehr auf Bäume klettert, entschwindet der geheimnisvolle Herr Sommer.

»Eine klassische Novelle.« *Der Spiegel, Hamburg*



ISBN 3-257-01895-9

Patrick
Süskind

*Die
Geschichte
von Herrn
Sommer*

*Mit Bildern von
Sempé*

Diogenes

Zu der Zeit, als ich noch auf Bäume kletterte – lang, lang ist's her, viele Jahre und Jahrzehnte, ich maß nur wenig über einen Meter, hatte Schuhgröße achtundzwanzig und war so leicht, daß ich fliegen konnte – nein, das ist nicht gelogen, ich konnte wirklich fliegen damals – oder wenigstens fast, oder sagen wir besser: es hätte seinerzeit tatsächlich in meiner Macht gelegen zu fliegen, wenn ich es nur wirklich ganz fest gewollt und richtig versucht hätte, denn ... denn ich erinnere mich genau, daß ich einmal um ein Haar geflogen wäre, und zwar war das im Herbst, in meinem ersten Schuljahr, als ich von der Schule nach Hause ging und ein dermaßen starker Wind blies, daß ich mich, ohne die Arme auszubreiten, so schräg wie ein Skispringer gegen ihn anlehnen konnte, schräger noch, ohne umzufallen ... und als ich dann gegen den Wind anlief, über die Wiesen den Schulberg hinunter – denn die Schule lag auf

einem kleinen Berg außerhalb des Dorfes – und mich nur ein bißchen vom Boden abstieß und die Arme ausbreitete, da hob mich der Wind empor, und ich konnte ohne Anstrengung Sprünge von zwei, drei Metern Höhe und zehn, zwölf Metern Weite machen – oder vielleicht nicht ganz so weit und nicht ganz so hoch, was spielt das für eine Rolle! –, jedenfalls flog ich *beinahe*, und hätte ich nur meinen Mantel aufgeknöpft und beide Hälften in die Hände genommen und wie Flügel ausgebreitet, dann hätte mich der Wind vollends emporgehoben und ich wäre mit größter Leichtigkeit vom Schulberg über die Talsenke zum Wald gesegelt und über den Wald hinweg hinunter zum See, wo unser Haus lag, und hätte dort zum grenzenlosen Staunen meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester und meines Bruders, die zum Fliegen alle schon viel zu alt und zu schwer waren, hoch über dem Garten eine elegante Kurve gedreht, um dann hinaus über den See zu schweben, fast bis ans andere Ufer hinüber, und mich endlich gemächlich zurücktragen zu lassen



und immer noch rechtzeitig zum Mittagessen zu Hause einzutreffen.

Aber ich habe den Mantel nicht aufgeknöpft und bin nicht wirklich hoch hinaufgefliegen. Nicht weil ich Angst vor dem Fliegen gehabt hätte, sondern weil ich nicht wußte, wie und wo und ob überhaupt ich je wieder würde landen können. Die Terrasse vor unserem Haus war zu hart, der Garten zu klein, das Wasser im See zu kalt für eine Landung. Aufsteigen, das war kein Problem. Wie aber kam man wieder herunter?

Beim Bäumeklettern war das ähnlich: Hinaufzukommen bereitete die geringsten Schwierigkeiten. Man sah die Äste vor sich, man spürte sie in der Hand und konnte ihre Stärke prüfen, ehe man sich an ihnen hochzog und dann den Fuß auf sie setzte. Aber beim Hinunterklettern sah man nichts und mußte mehr oder weniger blindlings mit dem Fuß im tieferliegenden Geäst herumstochern, ehe man einen festen Tritt fand, und oft genug war der Tritt eben nicht fest, sondern morsch oder glitschig, und man glitt ab oder brach durch, und wenn man sich dann nicht mit beiden



Händen fest an einen Ast geklammert hatte, fiel man wie ein Stein zu Boden, folgend den sogenannten Fallgesetzen, die der italienische Forscher Galileo Galilei schon vor fast vierhundert Jahren entdeckt hat und die heute noch gelten.

Mein schlimmster Sturz ereignete sich in demselben ersten Schuljahr. Er erfolgte aus viereinhalb Metern Höhe von einer Weißtanne, verlief haargenau nach dem ersten Galileischen Fallgesetz, welches besagt, daß die durchfallene Strecke gleich dem halben Produkt aus Erdbeschleunigung und Zeit im Quadrat ist ($s = \frac{1}{2}g \cdot t^2$), und dauerte infolgedessen exakt 0,9578262 Sekunden. Das ist eine extrem kurze Zeit. Das ist kürzer als die Zeit, die man braucht, um von einundzwanzig auf zweiundzwanzig zu zählen, ja sogar kürzer als die Zeit, die man braucht, um die Zahl »einundzwanzig« ordentlich auszusprechen! So enorm schnell ging die Sache, daß ich weder meine Arme ausbreiten noch meinen Mantel aufknöpfen und als Fallschirm verwenden konnte, ja daß mir nicht einmal mehr der rettende Gedanke kam, daß ich ja eigentlich gar nicht zu fallen brauchte, da ich doch

fliegen konnte – gar nichts mehr konnte ich denken in diesen 0,9578262 Sekunden, und ehe ich überhaupt begriff, *daß* ich fiel, krachte ich auch schon gemäß dem zweiten Galileischen Fallgesetz ($v = g \cdot t$) mit einer Endgeschwindigkeit von über 33 Stundenkilometern auf dem Waldboden auf, und zwar so heftig, daß ich mit meinem Hinterkopf einen armdicken Ast durchschlug. Die Kraft, die dies bewirkte, heißt Schwerkraft. Sie hält die Welt nicht nur im Innersten zusammen, sie hat auch die vertrackte Eigenschaft, alles, sei es groß oder noch so klein, mit brachialer Gewalt an sich heranzuziehen, und nur solange wir im Mutterleibe ruhen oder als Taucher unter Wasser schweben, sind wir scheinbar von ihrem Gängelband befreit. Nebst dieser elementaren Einsicht trug ich von dem Sturz eine Beule davon. Die Beule verschwand schon nach wenigen Wochen, jedoch mit den Jahren spürte ich an derselben Stelle, wo einst die Beule gewesen war, ein sonderbares Kribbeln und Pochen, wann immer sich das Wetter änderte, besonders wenn Schnee in der Luft lag. Und heute, fast vierzig Jahre spä-

ter, dient mir mein Hinterkopf als zuverlässiges Barometer, und ich kann genauer als der Wetterdienst vorhersagen, ob es morgen regnen oder schneien wird, ob die Sonne scheint oder ob ein Sturm heraufzieht. Auch glaube ich, daß eine gewisse Konfusion und Unkonzentriertheit, an der ich neuerdings leide, eine Spätfolge jenes Sturzes von der Weißtanne ist. So fällt es mir beispielsweise immer schwerer, beim Thema zu bleiben, einen bestimmten Gedanken kurz und knapp zu formulieren, und wenn ich eine Geschichte wie diese erzähle, dann muß ich höllisch aufpassen, daß ich den Faden nicht verliere, sonst komme ich vom Hundertsten ins Tausendste und weiß zum Schluß nicht mehr, womit ich überhaupt angefangen habe.

Zu der Zeit also, als ich noch auf Bäume kletterte – und ich kletterte viel und gut, ich bin nicht immer nur heruntergefallen! Ich konnte sogar auf Bäume klettern, die unten keine Äste hatten und bei denen man sich infolgedessen am nackten Stamm emporziehen mußte, und ich konnte auch von einem Baum zum anderen klettern, und

ich habe mir Hochsitze gebaut, unzählige, und einmal sogar ein richtiges Baumhaus mit Dach und Fenstern und Teppichboden, mitten im Wald, in zehn Metern Höhe – ach, ich glaube, ich habe die meiste Zeit meiner Kindheit auf Bäumen zugebracht, ich aß und las und schrieb und schlief auf Bäumen, ich lernte englische Vokabeln dort und lateinische unregelmäßige Verben und mathematische Formeln und physikalische Gesetze wie zum Beispiel die erwähnten Fallgesetze des Galileo Galilei, alles auf Bäumen, ich machte meine Hausaufgaben auf Bäumen, mündlich und schriftlich, und mit Vorliebe pinkelte ich von Bäumen herab, in hohem Bogen raschelnd durch Blatt- und Nadelwerk.

Es war ruhig auf den Bäumen, und man wurde in Ruhe gelassen. Kein störender Ruf der Mutter, kein dienstverpflichtender Befehl des älteren Bruders drangen hier herauf, hier war nur der Wind und das Rauschen der Blätter und das zarte Knarren der Stämme . . . und der Blick, der wunderbar weite Blick: Ich konnte nicht nur über unser Haus und den Garten, ich konnte über die

anderen Häuser und die anderen Gärten, über den See hinweg und über das Land hinter dem See bis zu den Bergen sehen, und wenn abends die Sonne unterging, dann konnte ich oben auf meinem Baumwipfel die Sonne sogar noch hinter den Bergen sehen, wenn sie für die Menschen drunten am Boden schon längst untergegangen war. Fast wie Fliegen war das. Nicht ganz so abenteuerlich und nicht ganz so elegant vielleicht, aber doch ein guter Ersatz fürs Fliegen, zumal da ich ja allmählich älter wurde, einen Meter achtzehn maß und dreiundzwanzig Kilo wog, was zum Fliegen nun einfach zu schwer war, selbst wenn ein richtiger Sturm geblasen und ich meinen Mantel aufgeknöpft und ganz weit geöffnet hätte. Auf Bäume klettern aber – so dachte ich damals – könnte ich mein Leben lang. Noch mit hundertzwanzig Jahren, noch als klappriger Tattergreis würde ich dort oben sitzen, auf der Spitze einer Ulme, einer Buche, einer Tanne, wie ein alter Affe, und mich leis vom Winde wiegen lassen und über das Land schauen und über den See, bis hinter die Berge...

Aber was erzähle ich hier vom Fliegen und vom



Bäumeklettern! Plappere von Galileo Galileis Fallgesetzen und vom Barometerfleck auf meinem Hinterkopf, der mich konfus macht! Wo ich doch etwas ganz anderes erzählen will, nämlich die Geschichte von Herrn Sommer – soweit das überhaupt möglich ist, denn eigentlich gab es da gar keine ordentliche Geschichte, sondern es gab nur diesen seltsamen Menschen, dessen Lebensweg – oder sollte ich besser sagen: dessen Spazierweg? – sich ein paarmal mit dem meinen gekreuzt hat. Aber ich beginne am besten noch einmal ganz von vorn.

Zu der Zeit, da ich noch auf Bäume kletterte, lebte in unserem Dorf... – oder vielmehr nicht in unserem Dorf, in Unternsee, sondern im Nachbardorf, in Obernsee, aber das konnte man nicht so recht unterscheiden, denn Obernsee und Unternsee und all die anderen Dörfer waren nicht streng voneinander getrennt, sondern reihten sich eins ans andere entlang dem Ufer des Sees, ohne sichtbaren Anfang und Ende, als eine schmale Kette von Gärten und Häusern und Höfen und Bootshütten... Es lebte also in dieser Gegend,

keine zwei Kilometer von unserem Haus entfernt, ein Mann mit Namen »Herr Sommer«. Kein Mensch wußte, wie Herr Sommer mit Vornamen hieß, ob Peter oder Paul oder Heinrich oder Franz-Xaver, oder ob er vielleicht Doktor Sommer oder Professor Sommer hieß, oder Professor Doktor Sommer – man kannte ihn einzig und allein unter dem Namen »Herr Sommer«. Kein Mensch auch wußte, ob Herr Sommer einem Beruf nachging, ob er überhaupt einen Beruf hatte oder jemals gehabt hatte. Man wußte nur, daß *Frau* Sommer einen Beruf ausübte, und zwar den Beruf der Puppenmacherin. Tagaus, tagein saß sie in der Sommerschen Wohnung, im Souterrain des Hauses des Malermeisters Stanglmeier, und fabrizierte dort aus Wolle, Stoff und Sägespänen kleine Kinderpuppen, die sie einmal pro Woche in einem großen Paket verpackt aufs Postamt brachte. Auf dem Rückweg vom Postamt ging sie der Reihe nach zum Krämer, zum Bäcker, zum Metzger und zum Gemüsehändler, kam mit vier prall gefüllten Einkaufstaschen zu Hause an, verließ die Wohnung für den Rest der

Woche nicht mehr und fabrizierte neue Puppen. Woher die Sommers kamen, wußte man nicht. Sie waren einfach irgendwann einmal angekommen – sie mit dem Autobus, er zu Fuß –, und seither waren sie eben da. Sie hatten keine Kinder, keine Verwandten und niemals Besuch.

Obwohl man nun über die Sommers und insbesondere über Herrn Sommer so gut wie nichts wußte, kann man doch mit Fug und Recht behaupten, daß Herr Sommer damals der weitaus bekannteste Mann im ganzen Landkreis gewesen ist. Im Umkreis von mindestens sechzig Kilometern um den ganzen See herum gab es keinen Menschen, Mann, Frau oder Kind – ja nicht einmal einen Hund –, der Herrn Sommer nicht gekannt hätte, denn Herr Sommer war ständig unterwegs. Von morgens früh bis abends spät lief Herr Sommer durch die Gegend. Kein Tag im Jahr verging, an dem Herr Sommer nicht auf den Beinen war. Es mochte schneien oder hageln, es mochte stürmen oder wie aus Kübeln gießen, die Sonne mochte brennen, ein Orkan im Anzug sein – Herr Sommer war auf Wanderschaft. Oft verließ er das

Haus vor Sonnenaufgang, wie die Fischer erzählten, die um vier Uhr früh auf den See hinausfuhren, um ihre Netze einzuholen, und oft kam er erst spät nachts zurück, wenn der Mond schon hoch am Himmel stand. In dieser Zeit legte er unglaublich lange Wege zurück. Den See im Verlauf eines Tages zu umrunden, was eine Strecke von ungefähr vierzig Kilometern bedeutete, war für Herrn Sommer nichts Besonderes. Zwei- oder dreimal am Tag in die Kreisstadt und zurück zu gehen, zehn Kilometer hin, zehn Kilometer zurück – für Herrn Sommer kein Problem! Wenn wir Kinder morgens um halb acht schlaftrunken in die Schule trotteten, kam uns frisch und munter Herr Sommer entgegen, der schon seit Stunden unterwegs war; gingen wir mittags müde und hungrig nach Hause, überholte uns mit forschem Schritt Herr Sommer; und wenn ich am Abend desselben Tages vor dem Schlafengehen noch aus dem Fenster schaute, konnte es sein, daß ich unten auf der Seestraße die große, hagere Gestalt von Herrn Sommer schattenhaft vorüberreiten sah.

Er war leicht zu erkennen. Auch auf die Entfer-

nung war seine Erscheinung ganz unverwechselbar. Im Winter trug er einen langen, schwarzen, überweiten und sonderbar steifen Mantel, der ihm bei jedem Schritt wie eine viel zu große Hülse um den Körper hüpfte, dazu Gummistiefel und auf der Glatze eine rote Bommelmütze. Im Sommer aber – und der Sommer dauerte für Herrn Sommer von Anfang März bis Ende Oktober, also die weitaus längste Zeit des Jahres –, da trug Herr Sommer einen flachen Strohhut mit schwarzem Stoffband, ein karamelfarbenes Leinenhemd und eine kurze, karamelfarbene Hose, aus der seine langen, zähen, fast nur aus Sehnen und Krampfadern bestehenden Beine lächerlich dürr hervorstaken, ehe sie unten in einem Paar klobiger Bergstiefel versanken. Im März waren diese Beine blendend weiß, und die Krampfadern zeichneten sich darauf als ein vielverzweigtes tintenblaues Flußsystem deutlich ab; aber schon ein paar Wochen später hatten sie eine honiggliche Färbung angenommen, im Juli leuchteten sie karamellenbraun wie Hemd und Hose, und im Herbst waren sie von Sonne, Wind und Wetter



dermaßen dunkelbraun gegerbt, daß man an ihnen weder Krampfadern noch Sehnen oder Muskelstränge unterscheiden konnte, sondern daß Herrn Sommers Beine nun aussahen wie die knotigen Äste eines alten rindenlosen Föhrenbaums, bis sie schließlich im November unter den langen Hosen und unter dem langen schwarzen Mantel verschwanden und, allen Blicken entzogen, bis zum nächsten Frühjahr ihrer ursprünglichen käsigen Weiße entgegenbleichten.

Zwei Dinge hatte Herr Sommer sowohl im Sommer als auch im Winter bei sich, und kein Mensch hat ihn je ohne sie gesehen: Das eine war sein Stock und das andere sein Rucksack. Der Stock war kein gewöhnlicher Spazierstock, sondern ein langer, leicht gewellter Nußbaumstekken, der Herrn Sommer bis über die Schulter reichte und ihm als eine Art drittes Bein diente, ohne dessen Hilfe er niemals die enormen Geschwindigkeiten erreicht und die unglaublichen Strecken bewältigt haben würde, die die Leistungen eines normalen Spaziergängers um so vieles übertrafen. Alle drei Schritte schleuderte Herr

Sommer seinen Stock mit der Rechten nach vorn, stemmte ihn gegen den Boden und schob sich damit im Vorübergehen mit aller Macht voran, so daß es aussah, als dienten ihm die eigenen Beine bloß noch zum Dahingleiten, während der eigentliche Schub aus der Kraft des rechten Arms herstammte, die mittels des Stockes auf den Boden übertragen wurde – ähnlich wie bei manchen Flußschiffern, die ihre flachen Kähne mit langen Stangen übers Wasser staken. Der Rucksack aber war immer leer, oder fast leer, denn er enthielt, soweit man wußte, nichts anderes als Herrn Sommers Butterbrot und eine zusammengefaltete hüftlange Gummipelerine mit Kapuze, die Herr Sommer anzog, wenn ihn unterwegs ein Regen überraschte.

Wohin aber führten ihn seine Wanderungen? Was war das Ziel der endlosen Märsche? Weshalb und wozu hastete Herr Sommer zwölf, vierzehn, sechzehn Stunden am Tag durch die Gegend? Man wußte es nicht.

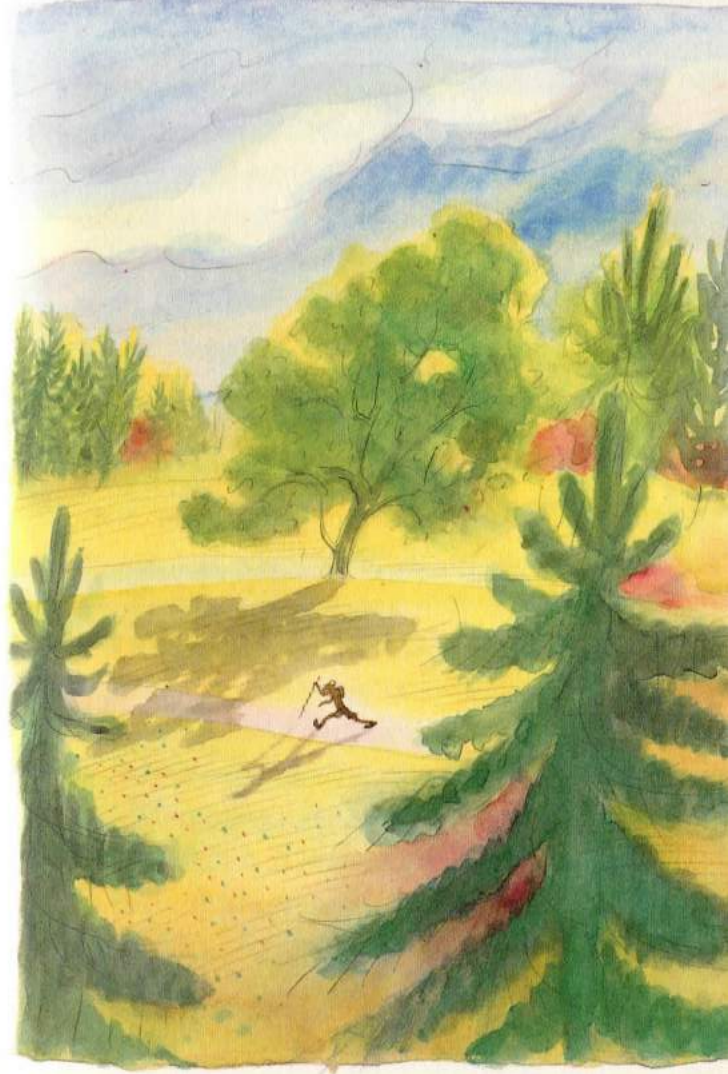
Kurz nach dem Krieg, als sich die Sommers im Dorf niedergelassen hatten, waren solche Touren



noch niemandem besonders aufgefallen, denn damals liefen alle Menschen mit Rucksäcken durch die Gegend. Es gab kein Benzin und keine Autos und nur einmal am Tag einen Bus, und nichts zu heizen und nichts zu essen, und um irgendwo ein paar Eier oder Mehl oder Kartoffeln oder ein Kilo Briketts oder auch nur Briefpapier oder Rasierklingen zu bekommen, mußte man oft stundenlange Fußmärsche unternehmen und das Ergatterte im Handkarren oder im Rucksack nach Hause schleppen. Aber schon ein paar Jahre später konnte man wieder alles im Dorf kaufen, wurden die Kohlen geliefert, verkehrte der Omnibus fünfmal am Tag. Und wieder ein paar Jahre später besaß der Metzger sein eigenes Auto, und dann der Bürgermeister und dann der Zahnarzt, und der Malermeister Stanglmeier fuhr mit dem Motorrad und sein Sohn mit dem Moped, der Omnibus verkehrte immerhin noch dreimal am Tag, und niemandem wäre es mehr eingefallen, vier Stunden zu Fuß in die Kreisstadt zu laufen, wenn er dort Besorgungen zu machen hatte oder seinen Paß erneuern lassen wollte. Niemandem

außer Herrn Sommer. Herr Sommer ging nach wie vor zu Fuß. Morgens früh schnallte er den Rucksack auf den Rücken, nahm seinen Stock in die Hand und eilte los, über Felder und Wiesen, auf Haupt- und Nebenstraßen, durch die Wälder und rings um den See, in die Stadt und zurück, von Dorf zu Dorf... bis zum späten Abend.

Das merkwürdige aber war, daß er nie irgendwelche Besorgungen machte. Er trug nichts aus und kaufte nichts ein. Sein Rucksack war und blieb leer bis auf das Butterbrot und die Pelerine. Er ging nicht zur Post und nicht aufs Landratsamt, das überließ er alles seiner Frau. Auch machte er keine Besuche und hielt sich nirgends auf. Wenn er in die Stadt ging, kehrte er nicht ein, um etwas zu essen oder wenigstens ein Glas zu trinken, ja er setzte sich nicht einmal auf eine Bank, um ein paar Minuten auszuruhen, sondern er machte auf dem Fuße kehrt und eilte wieder nach Hause oder sonstwohin. Wenn man ihn fragte »Wo kommen Sie her, Herr Sommer?« oder »Wo gehen Sie hin?«, dann schüttelte er unwillig seinen Kopf, als säße ihm eine Fliege



auf der Nase, und murmelte etwas vor sich hin, das man entweder gar nicht oder nur bruchstückhaft verstand und das so klang wie: »... gradesehreilig-jetztschulbergaufgehn ... überdenseegeswind-rundrum ... heutnochmußgleichindiestadtunbedingt ... sehreiligsehrgradimmomentgarkeinezeit...« – und ehe man noch »Was? Wie bitte? Wohin?« fragen konnte, war er schon unter heftigem Geharke seines Stockes davongesaut.

Ein einziges Mal habe ich einen ganzen Satz von Herrn Sommer gehört, einen klar und deutlich und unmißverständlich ausgesprochenen Satz, den ich nicht mehr vergessen habe und der mir noch heute im Ohr klingt. Das war an einem Sonntagnachmittag Ende Juli, während eines entsetzlichen Unwetters. Dabei hatte der Tag schön begonnen, strahlend schön, mit kaum einem Wölkchen am Himmel, und mittags war es noch so heiß gewesen, daß man am liebsten dauernd kalten Tee mit Zitrone getrunken hätte. Mein Vater hatte mich mit zum Pferderennen genommen, wie oft am Sonntag, denn er ging jeden Sonntag zum Pferderennen. Übrigens nicht, um zu wetten

– das möchte ich beiläufig erwähnen –, sondern aus schierer Liebhaberei. Er war, obwohl er selbst in seinem Leben nie auf einem Pferd gesessen hatte, ein passionierter Pferdefreund und Pferdekenner. Er konnte zum Beispiel sämtliche deutschen Derbysieger seit 1869 auswendig her-sagen, in der richtigen und in der umgekehrten Reihenfolge, und von den Siegern des englischen Derbys und des französischen Prix de l'Arc de Triomphe immerhin noch die wichtigsten seit dem Jahre 1910. Er wußte, welches Pferd tiefen, welches trockenèn Boden liebte, warum alte Pferde über Hürden gingen und junge niemals mehr als 1600 Meter liefen, wieviel Pfund der Jockey wog und warum die Frau des Besitzers um ihren Hut eine Schleife in den Farben Rot-Grün-Gold gewunden hatte. Über fünfhundert Bände umfaßte seine Pferdebibliothek, und gegen Ende seines Lebens besaß er sogar ein eigenes Pferd – vielmehr ein halbes –, welches er sich zum Entsetzen meiner Mutter zum Preis von sechstausend Mark gekauft hatte, um es in seinen Farben beim Rennen laufen zu

lassen – aber das ist eine andere Geschichte, die ich ein andermal erzählen will.

Wir waren also beim Pferderennen gewesen, und als wir am späten Nachmittag nach Hause fuhren, war es zwar immer noch heiß, ja sogar heißer und schwüler als am Mittag, aber der Himmel hatte sich schon mit einer dünnen Dunstschicht bezogen. Im Westen standen bleigraue Wolken mit eitergelben Rändern. Nach einer Viertelstunde mußte mein Vater die Scheinwerfer einschalten, denn die Wolken waren auf einmal so nahe gerückt, daß sie den ganzen Horizont wie ein Vorhang verhängten und düstere Schatten über das Land warfen. Dann fegten einige Böen von den Hügeln herab und fielen in breiten Strichen über die Kornfelder, es war, als würden die Felder gekämmt, und die Büsche und Sträucher erschrecken. Fast gleichzeitig fing der Regen an, nein, der Regen noch nicht, sondern zuerst fielen nur einzelne fette Tropfen, wie Weintrauben so dick, die da und dort auf den Asphalt herunterklatschten und auf dem Kühler und der Windschutzscheibe zerplatzten. Und dann brach das

Unwetter los. Die Zeitungen schrieben später, daß es das schlimmste Unwetter in unserer Gegend seit zweiundzwanzig Jahren gewesen sei. Ob das stimmt, weiß ich nicht, denn ich war damals erst sieben Jahre alt, aber ich weiß bestimmt, daß ich ein solches Unwetter in meinem Leben kein zweites Mal mitgemacht habe, und schon gar nicht in einem Auto auf freier Landstraße. Das Wasser fiel nicht mehr in Tropfen, es fiel in Schwaden vom Himmel. In kürzester Zeit war die Straße überschwemmt. Der Wagen pflügte sich durchs Wasser, zu beiden Seiten spritzten die Fontänen hoch, sie standen wie Wände aus Wasser, und wie durch schieres Wasser sah man durch die Windschutzscheibe, obwohl der Scheibenwischer hektisch hin und her schlug.

Doch es kam noch schlimmer. Denn nach und nach verwandelte sich der Regen in Hagel, man hörte es, ehe man es sah, an einer Veränderung des Rauschens hin zu einem härteren, helleren Prasseln, und man spürte es an einer fröstlichen Kälte, die jetzt in den Wagen drang. Dann konnte man die Körnchen sehen, klein erst wie Stecknadel-



köpfe, aber bald anwachsend zu Erbsengröße, zu Schussergröße, und schließlich prasselten ganze Schwärme glatter weißer Bälle herab und sprangen von der Kühlerhaube wieder hoch, in so wil-dem, wirbelndem Durcheinander, daß einem schwindlig wurde. Es war unmöglich geworden, auch nur einen Meter weiterzufahren, mein Vater hielt am Straßenrand – ach, was sage ich Straßenrand, von einer Straße war nichts mehr zu sehen, viel weniger von einem Straßenrand oder von einem Feld oder von einem Baum oder von sonst etwas, man sah keine zwei Meter weit, und auf diese zwei Meter sah man nichts als Millionen eisi-ger Billardkugeln, die durch die Luft wirbelten und unter schauderhaftem Lärm auf das Auto niederprallten. Im Innern des Wagens herrschte ein solcher Krach, daß wir nicht mehr miteinander reden konnten. Wir saßen wie im Kessel einer großen Pauke, auf die ein Riese seine Trommelwirbel schlägt, und wir sahen uns nur an und fröstelten und schwiegen und hofften, daß unser schützendes Gehäuse nicht zertrümmert würde.

Nach zwei Minuten war alles vorbei. Von

einem Moment zum andern hatte der Hagel aufgehört, der Wind sich gelegt. Nur ein feiner stiller Nieselregen ging jetzt noch herab. Das Kornfeld neben der Straße, durch das zuvor die Böen gefahren waren, lag wie zertrampelt da. Von einem Maisfeld dahinter standen nur noch die Strünke. Die Straße selbst sah aus wie übersät mit Scherben – so weit das Auge reichte Hagelsplitter, abgeschlagene Blätter, Zweige, Ähren. Und ganz am Ende der Straße konnte ich durch den zarten Schleier des Nieselregens hindurch die Gestalt eines Menschen sehen, der dort seines Weges ging. Ich sagte es meinem Vater, und wir schauten beide auf die kleine entfernte Gestalt, und es kam uns wie ein Wunder vor, daß ein Mensch dort im Freien spazierenging, ja daß nach diesem Hagelschlag überhaupt noch etwas aufrecht stand, wo doch ringsum alles niedergemäht und zerschmettert am Boden lag. Wir fuhren los, knirschend über den Hagelschutt. Als wir der Gestalt näherkamen, erkannte ich die kurze Hose, die langen knotigen, vor Nässe glänzenden Beine, die schwarze Gummipelerine, auf der sich schlaff die

Form des Rucksacks abdrückte, Herrn Sommers getriebenen Gang.

Wir hatten ihn eingeholt, mein Vater hieß mich das Fenster herunterkurbeln – eiskalt war die Luft dort draußen –, »Herr Sommer!« rief er hinaus, »steigen Sie ein! Wir nehmen Sie mit!«, und ich kletterte auf den Rücksitz, um ihm Platz zu machen. Doch Herr Sommer antwortete nicht. Er blieb nicht einmal stehen. Kaum daß er einen raschen Seitenblick auf uns geworfen hätte. Mit hastigen Schritten, vom Nußbaumstock geschoben, ging er auf der verhagelten Straße weiter. Mein Vater fuhr ihm nach. »Herr Sommer!« rief er durch das offene Fenster, »so steigen Sie doch ein! Bei diesem Wetter! Ich bringe Sie nach Hause!«

Doch Herr Sommer reagierte nicht. Unverdrossen marschierte er weiter. Mir schien freilich, als hätte er kurz die Lippen bewegt und eine seiner unverständlichen Antworten von sich gegeben. Aber es war nichts zu hören gewesen, und vielleicht zitterten seine Lippen auch nur vor Kälte. Da lehnte sich mein Vater nach rechts und öffnete – immer knapp neben Herrn Sommer herfahrend

– die Beifahrertüre und schrie hinaus: »So steigen Sie doch ein, um Gottes willen! Sie sind ja völlig durchnäßt! Sie werden sich den Tod holen!« –

Nun war der Ausdruck »Sie werden sich den Tod holen« eigentlich sehr untypisch für meinen Vater. Noch nie hatte ich ihn zu irgend jemand im Ernst sagen hören: »Sie werden sich den Tod holen!«. »Dieser Ausdruck ist ein Stereotyp«, pflegte er zu erklären, wenn er irgendwo den Satz »Sie werden sich den Tod holen« hörte oder las, »und ein Stereotyp – merkt euch das ein für allemal! – ist eine Redewendung, die schon so oft durch die Münder und die Federn von Krethi und Plethi gegangen ist, daß sie überhaupt nichts mehr bedeutet. Das ist genauso« – fuhr er dann fort, weil er nun schon mal in Fahrt gekommen war –, »das ist genauso dumm und nichtssagend, wie wenn man den Satz zu hören bekommt: ›Trinken Sie eine Tasse Tee, meine Liebe, das wird Ihnen guttun!‹ oder: ›Wie geht's unserem Kranken, Herr Doktor? Glauben Sie, er wird durchkommen?‹ Solche Sätze stammen nicht aus dem Leben, sondern aus schlechten Romanen und aus

dummen amerikanischen Filmen, und deshalb – merkt euch das ein für allemal! – will ich sie aus eurem Mund niemals hören!«

So pflegte sich mein Vater über Sätze des Typs »Sie werden sich den Tod holen« auszulassen. Nun aber, im Nieselregen auf der mit Hagelkörnern bedeckten Landstraße neben Herrn Sommer herfahrend, rief mein Vater ein ebensolches Stereotyp zur offenstehenden Wagentüre hinaus: »Sie werden sich den Tod holen!«. Und da blieb Herr Sommer stehen. Ich glaube, er blieb genau bei den Wörtern »den Tod holen« stocksteif stehen, und zwar so abrupt, daß mein Vater rasch bremsen mußte, um nicht an ihm vorbeizufahren. Und dann nahm Herr Sommer den Nußbaumstock von der rechten in die linke Hand, wendete sich uns zu und stieß, indem er in einer Art trotzig-verzweifelter Gebärde den Stock mehrmals gegen den Boden rammte, mit lauter und klarer Stimme den Satz aus: »Ja so laßt mich doch endlich in Frieden!« Mehr sagte er nicht. Nur diesen einen Satz. Hierauf warf er die ihm offengehaltene Türe zu, wechselte den Stock zurück in die rechte

Hand und marschierte los, ohne weiteren Blick zur Seite, ohne Blick zurück.

»Der Mann ist völlig verrückt«, sagte mein Vater.

Als wir ihn dann überholten, konnte ich ihm durch die Rückscheibe hindurch ins Gesicht sehen. Er hatte den Blick zu Boden gesenkt und hob ihn nur alle paar Schritte, um mit weitaufgerissenen, gleichsam entsetzten Augen für einen Moment nach vorne zu starren und sich seines Weges zu versichern. Das Wasser lief ihm die Wangen herab, es tropfte von Nase und Kinn. Sein Mund war leicht geöffnet. Und wieder schien es mir, als bewegten sich seine Lippen. Vielleicht sprach er zu sich selbst, während er ging.